

Zweck und Methode dieser Arbeit oder was wir in dieser Arbeit wie erreichen und vermeiden wollen

Wäre es Jean-Jacques Rousseau, diesem Aufklärer der Aufklärung, möglich gewesen, in unser Zeitalter hineinzusehen, dann würde er auf den *ersten* Blick einiges gefunden haben, das er im Jahre siebzehnhundertneunundvierzig in seinem Wissenschaftsdiskurs so leidenschaftlich gefordert hatte: eine Philosophie, die sich damit zufrieden gibt, nichts mehr zu sagen; eine Physik, die sich selbst eingesteht nichts wesentlich Neues mehr wissen zu können und deshalb nur noch darum bemüht ist, dieses Nichtwissen als endgültig zu deklarieren; eine Literatur und Kunst, die es gar nicht gibt, sowie eine Intelligenz, die diesen Mangel als höchste geistige Errungenschaft ausgibt, um irgendetwas auszugeben; kurz: ein Zeitalter, das sich ganz der sokratischen Weisheit vom Nichtwissen verschrieben hat und selbstzufrieden ist, diese höchste Sphäre geistiger Vollkommenheit erklommen zu haben.

Rousseau, der einer scharfsichtigen Ära entstammt, hätte sich nicht lange täuschen lassen. Bereits auf den *zweiten* Blick würde er erkannt haben, dass es sich beim hochgepriesenen Wissen vom Nichtwissen nur um eine inhaltsleere Phrase handelt, um die gähnende Leere, die sich dahinter verbirgt, schönzureden; dass dieses Nichtwissen keinesfalls einer sokratischen Weisheit, einer tiefen Einsicht, sondern einer tiefgehenden *intellektuellen Krise* geschuldet ist, die ihrerseits einer gesellschaftlichen Krise entspringt, die inzwischen jede Sphäre unseres Lebens erfasst hat und unerbittlich festhält. Bemerkte hätte er zudem, dass unser Zeitalter nicht nur nicht in die Natur zurückgekehrt ist, sondern ihr schroffer denn je gegenübersteht und das in einem Abstand, der bereits existenzgefährdend ist. Abwendend hätte Rousseau sich beglückwünscht ein Kind des alternden achtzehnten Jahrhunderts zu sein, einer Epoche angehörend, deren Überfluss an großen Gedanken es ihm, dem „Lumpenphilosophen“, sogar ge-

stattete, denkend das Denken anzugehen, um es so auf die Spitze zu treiben.

Würde man von uns verlangen den Zweck der vorliegenden philosophischen Abhandlung in einen Satz zu zwingen, dann könnte dieser nur lauten: Es ist genau diese oben skizzierte Krise, die uns darin beschäftigt, deren Ursachen wir ergründen möchten.

Eine *philosophische* Abhandlung musste es deshalb sein, weil diese Krise, die, wie tagtäglich zu erfahren, bereits sämtliche Lebensbereiche erfasst hat, sich als so tiefgehend und fundamental erweist, dass man sie *gesamthaft* nur noch in den abstraktesten Kategorien fassen und analysieren kann. Eine ökonomische Herangehensweise hätte bedeutet, den zweiten Schritt vor den ersten zu setzen und stolpernd die ungeheure Dimension, die sich dem Forschenden bei genauerem Hinsehen auftut, zu verkennen. Nur die Philosophie bot das Instrumentarium, das geeignet ist, das, was ist, wissenschaftlich zu beschreiben und dadurch erkenntlich zu machen; nur die Philosophie gab uns die Mittel an die Hand, einen möglichen Ausweg aus dieser lebensbedrohlichen ökonomischen, ökologischen und intellektuellen Krise des ausgehenden 20. und eingehenden 21. Jahrhunderts wenigstens schattenhaft wahrzunehmen.

Wer es unternimmt, den gegenwärtigen Zustand zu hinterfragen, der muss sich zunächst einmal darüber klar werden, ob wir diese Krise selbst verschuldet haben, ob sie einem „freien“ subjektiven Unvermögen und dergleichen oder aber objektiven Gegebenheiten entsprungen ist, die uns notwendig aus bestimmten, bisher nicht erkannten Ursachen in diese Krise hineinführten. Die jeweilige Antwort hierauf formuliert das Programm: Ist das erste der Fall, dann gibt es keine rationale Lösung, nicht einmal einen Lösungsansatz, sondern nur die Hoffnung, dass sich dieses aus der Unbestimmtheit resultierende Unvermögen usw. irgendwie in ein Vermögen wandle, das uns auf einen besseren Weg führt; trifft das zweite zu, dann müssen wir alle, dann muss die Gattung Mensch lernen diese Gegebenheiten zu verstehen und sich dann danach

auszurichten. Wie man sieht, läuft alles auf die Frage nach der Bestimmtheit oder Unbestimmtheit des Seins und somit auch der Gattung Mensch hinaus, auf eine Frage, die seit Jahrtausenden in der philosophischen *Determinismuskontroverse* diskutiert und behandelt wird.

Der gegenwärtige Stand dieser Kontroverse, inwieweit der Mensch und die Dinge um ihn herum bestimmt oder unbestimmt seien, ist einer verfahrenen Situation im Schachspiel nicht unähnlich: Die Verfechter der deterministischen Lehre beherrschen das weite Feld, vermögen es aber nicht, den gegnerischen König matt zu setzen, und weiten dadurch die Partie zu einer immerwährenden aus. Dieser bisher unausgeführte, unausführbare entscheidende Zug aber ist die Frage, warum es solcher indeterministischen Vorstellungen wie „Zufall“ oder „Willensfreiheit“ überhaupt bedarf. Denn soll die deterministische Lehre sich als wahr erweisen, dann muss es ihr gelingen, auch derartige Phänomene widerspruchsfrei in sich einzubinden. Erklärungsversuche vonseiten der Deterministen, die etwa darauf verweisen, dass indeterministische Vorstellungen in fernen Zeiten einer fehlerhaften Naturerkenntnis entsprungen wären, weil man die „wahre Ursache“ noch nicht auszufinden vermochte, erfüllen zwar die oben gestellte Bedingung, greifen aber im Ganzen zu kurz; denn sie können die alles entscheidende Frage nicht beantworten, warum dieses fehlende Naturverständnis sich in *indeterministischen* Vorstellungen ausdrückt und nicht etwa in *unzureichenden deterministischen*. Solange aber diese Existenzfrage nicht beantwortet werden kann, bleibt diese Kontroverse unentschieden, einer Schachpartie gleich, für die es kein Ende gibt.

Mögen die Theoretiker der deterministischen Richtung angesichts der Dunkelheit des Zufalls- und Freiheitsbegriffs noch so oft betonen, es bedürfe nur mehr einiger Aufräumarbeiten, um den gelöschten Brand des Indeterminismus für alle Zeiten zu beseitigen; eine überzeugende Antwort auf die entscheidende Frage konnten sie bis auf den heutigen Tag nicht geben. Schon *prima facie* lässt sich erkennen, dass der Indeterminismus so lebendig wie

am ersten Tag ist: Er ist nicht nur tonangebend im Kanon der Schulphilosophie, sondern hielt auch mächtig Einzug in die naturwissenschaftlichen Disziplinen, die solchen Anschauungen wesen- und traditionsgemäß eher skeptisch begegnen. Hatten fast ausnahmslos alle Wissenschaftler des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts noch zuversichtlich verkündet, dass sich die moderne Wissenschaft dank ihrer zunehmenden Einsichten in das gesetzmäßige Sein der Dinge, die uns umgeben, immer weniger der indeterministischen Konstanten oder einer nichtssagenden Kausalität wie der Lehre von den Endzwecken zu bedienen genötigt sehe, so erlebte die indeterministische Doktrin und mit ihr auch die Freiheitslehre im Nachspann der „quantenmechanischen Revolution“ in der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts ihre Renaissance, die bis heute anhält. Wie das wissenschaftliche ist auch das gleichsam „naive“, unreflektierte Denken, der im Alltag vorherrschende common sense weit davon entfernt, der indeterministischen Lehre abhold zu sein. Die indeterministische Nomenklatur ist fest in der Alltagssprache verankert und wird zweifelsohne auch inhaltlich akzeptiert. Der Indeterminismus ist also kein „Gespenst“, das hie und da noch sein Unwesen treibt, kein „gelöschter Brand“, der insgeheim weiter schwelt, sondern eine handgreifliche Realität des Lebens, die uns auf Schritt und Tritt begegnet und einer Gesellschaft in der Krise die passenden Begrifflichkeiten liefert, um die allseits erkennbare Sprachlosigkeit beredt zu machen.

Die Methode, derer wir uns in dieser Arbeit bedienen, ist zum einen *radikal*. Wer es unternimmt, die Ursachen dieser Krise zu erforschen, der darf es nicht dabei bewenden lassen, der Determinismusfrage eine weitere Nuance abzugewinnen, sondern muss es sich angelegen sein lassen, eine Antwort zu finden. Dies war umso mehr erforderlich, als wir bereits nach kurzem erkannten, dass das Determinismusproblem nicht allein die Sicht auf die Ursachen dieser krisenhaften Zeit freigibt, sondern diese in sich einbegreift, ja aufs engste mit ihnen verwoben ist. Mehr noch: Wir haben er-

kannt, dass die Auflösung der Determinismusfrage ebenso sehr über das zukünftige Sein oder Nichtsein der menschlichen Spezies entscheiden wird, wie sie über ihr vergangenes entschied. Der archaische, d. h. der noch werdende oder erst gewordene Mensch hatte sich diese Frage bereits einmal *unbewusst* gestellt und beantwortet, um überhaupt zum Menschen werden zu können; der „moderne“ Mensch wird sie ganz *bewusst* stellen und beantworten müssen, will er auch fortan in der Natur überleben. Eine Lösung bieten wir also an: Ob diese zu überzeugen vermag, muss jeder einzelne Leser für sich entscheiden; ob und wie sie praktisch umzusetzen ist, wird allein die Zukunft zeigen.

Unsere Methode ist zudem *integrativ*. Wer in dieser Abhandlung einen ausgeklügelten neuen, diesmal vielleicht entscheidenden Zug erwartet, um einen der beiden Könige matt zu setzen, den müssen wir enttäuschen. Wir werden uns an dem Spiel nur insoweit beteiligen, wie es die Analyse verlangt; nicht die Figurenkonstellation wollen wir untersuchen, sondern die *Spielregeln*, um so die große Frage beantworten zu können, warum es so etwas wie Determinismus und Indeterminismus überhaupt gibt.

Die Struktur dieser Abhandlung gliedert sich grob besehen in drei Gedankenkomplexe, die den gekennzeichneten Teilabschnitten annähernd entsprechen. Im *ersten Teil* bemühen wir uns die Essenz der Freiheit herauszuarbeiten, d. h. wir bemühen uns um die Frage, inwieweit „echte“ oder „absolute“ Freiheit tatsächlich realisiert werden kann. Um dies zu bewerkstelligen, ist es im ersten Kapitel zunächst erforderlich, sich mit so elementaren Begriffen wie „Determinismus“ und „Indeterminismus“, „echte Freiheit“ und „Handlungsfreiheit“, „Fatalismus“ und „Kausalität“ auseinanderzusetzen, auf die die ganze Kontroverse sich bekanntermaßen aufbaut. Dabei sollen nicht nur brauchbare, den wissenschaftlichen Standards genügende Definitionen erarbeitet, sondern darüber hinaus auch deren wechselseitige Beziehungen untersucht werden. Ansprechen möchten wir zudem einige fundamentale Einwände, die vonseiten der Indeterministen hinsichtlich der Gül-

tigkeit der Determinismuslehre an sich oder des Kausalitätsbegriffes vorgebracht werden.

Im Brennpunkt des zweiten Kapitels stehen die Basisargumente der Freiheitstheoretiker, die dort einer eingehenderen Untersuchung unterzogen werden sollen. Bereits an dieser Stelle wird sich zeigen, dass die Annahme einer „echten“ oder „absoluten“ Freiheit in unvermeidliche Paradoxien ausläuft, die sich nicht widerspruchsfrei auflösen lassen.

Zur Veranschaulichung dieser Paradoxien dient das dritte Kapitel, in dem zwei prototypische Freiheitsmodelle, nämlich das Elektionsmodell Platons und das voluntaristische Freiheitsmodell René Descartes', unserer Kritik standhalten müssen. Denn, und das ist die Crux der Freiheitstheoretiker, es genügt nicht, von menschlicher Freiheit zu sprechen, man muss darüber hinaus auch aufzeigen, wie diese *ontisch* beschaffen sei.

Nachspann und Vorspann in einem ist das vierte Kapitel, in dem die These der Immaterialität des Seins näher beleuchtet wird. Nachspann insofern, als es die Kritik an der Freiheitslehre abrundet, die eine zumindest partielle Immaterialität des Seins voraussetzen muss, um „echte“ Freiheit generieren zu können; Vorspann hingegen auf die im zweiten Teil der Abhandlung anstehende Analyse idealistischer Systeme, deren Methodik hier auf einer konkreteren Ebene vorgezeichnet wird. Gegenstand der Analyse in diesem Kapitel ist das Gedankensystem George Berkeleys, einer Karyatide der subjektiv-idealistischen Philosophie.

Das Freiheitstheorem zu widerlegen, ist, wie gesagt, nur die halbe Tat. Soll die Determinismusfrage tatsächlich gelöst werden, dann muss man darüber hinaus aufzeigen, wie solche Vorstellungen entstehen konnten und welche Funktion ihnen obliegt. Eben-diese Problematik steht im Fokus des *zweiten Teils* unserer Schrift. Wir werden uns in diesem auf eine Metaebene begeben und nach einigen im ersten Kapitel geäußerten weiteren kritischen Anmerkungen zur Fatalismusfrage sowie zum Problem der Vorherbestimmbarkeit und Vorhersagbarkeit determinierten Geschehens im darauf folgenden Kapitel aufzeigen, dass der er-

kenntnisfähige Organismus nur dann Erkenntnis über sich selbst und die ihn umgebenden Dinge erlangen kann, wenn er sich von der Natur isoliert. In dieser Isolation aber, die immer nur relativ erfolgen kann, fungiert die Freiheitsforderung einerseits als fermentatives Moment, das die notwendige relative Isolation zur absoluten zu erheben sucht, sowie andererseits als reintegratives Moment, um den notwendigen Zusammenhang mit dem Gesamtsystem zu wahren. Gezeigt wird außerdem, dass der Versuch, diese notwendige relative Isolation in eine scheinbar absolute umzuwandeln, ab einem gewissen Zeitpunkt kontraproduktiv wird und den erkennenden Organismus, anstatt ihn zu befreien, in die erneute Bewusstlosigkeit hineintreibt.

Nach diesem Befund, dass der Indeterminismus eine unabdingbare Voraussetzung unserer Erkenntnisfähigkeit bildet, gilt es im dritten Kapitel zu untersuchen, in welcher Form die menschliche Erkenntnis konkret verläuft, exemplifiziert durch einen dichtgedrängten Exkurs zum „ethischen Argument“.

Die wissenschaftstheoretischen Ableitungen im *dritten Teil* dienen vor allem dazu, die gegenwärtigen Auswirkungen der seit einigen Jahrzehnten versuchten Verabsolutierung der relativen Isolation darzulegen, eines Unterfangens, das in die eingangs beschriebene intellektuelle Krise ausläuft und uns unter anderem daran hindert, die Ursachen der gegenwärtigen gesamtgesellschaftlichen Krise rational zu erfassen und folglich zu überwinden.